



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 37.

Wiesbaden, den 13. Juni 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Religiöse Gedanken zum Kriege“, von Johannes Müller. — „Städte-
kunst der Barbaren“, von Karl Röttger. — „Viele Hunde“, von Karl
Heinz Hill. — „Und sieh — es öffnet sich das Tor“, Erzählung von Edela
Häst. — „Der Gesellschaftsstrieb des Pferdes“, von Dr. Th. Zell. — „Im
Fort Hamidie“, von Johanna Weiskirch. — „Bilderbogen fürs Haus“. —
„Lustige Gde.“

Zum Geleite:

Mit jedem neuen Bande, das man mit Menschen schlingt, übernimmt
man neue Gefahren, Besorgnisse, Befürchtungen, Beängstigungen und
dergleichen; aber der Mensch, je tiefer er fühlt, desto inniger schließt er
sich an Menschen, und desto wärmer übernimmt er die Schwierigkeiten.
Adalbert Stifter.

Religiöse Gedanken zum Kriege.

Von Johannes Müller.

Johannes Müller, der wie wenige die Fähigkeit hat,
den Dingen auf den Grund zu sehen und das Wesentliche
herauszufinden, hat seine Gedanken über den gegenwärtigen
Krieg in zwei „Kriegsheften der Grünen Blätter“ (Verlag
der Grünen Blätter, Schloß Mainberg) niedergeschrieben.
Wir geben im folgenden einige Proben, die als Anregung
zur Verinnerlichung aller Zeitercheinungen und als Hin-
weis auf den tiefen Ernst dieser unvergleichlich großen Tage
dienen mögen.

Warum muß es Krieg geben?

Solange chaotische, barbarische Zustände in und zwischen
den Völkern bestehen, werden trotz aller Bemühungen, sie zu
mildern, auszugleichen und niederzuhalten, immer Momente
kommen, wo das nicht mehr gelingt, und die bestehenden
Verhältnisse und Ordnungen entweder durch Ausbrüche der
Leidenschaft oder durch den Drang nach Wahrheit, Gerechtig-
keit und Fortschritt auseinander gesprengt werden. Die
bändigenden Gewalten vermögen ja nur die dunkeln Be-
wegungen und Bestrebungen niederzuhalten, aber nicht zu
läutern und in ihrem Wahrheitskern zu erfüllen, und alle
Gesetze und Einrichtungen halten die Menschheit immer auf
der jeweiligen Entwicklungsstufe fest. Dadurch reizen und
steigern sie aber gerade das verborgene Drängen, verschlim-
mern das Unerträgliche, unterdrücken die Wahrheit, die sich
durchringen will, und hemmen die Ansätze des Neuen, das
sich in den Menschen regt. Infolgedessen kommt es zu
Ausbrüchen innerer Krämpfe und zu furchtbaren Wehen,
wenn eine Zeit mit neuen Bildungen schwanger geht.

Die Empörungen können wohl ein Aufruhr und Durch-
bruch gemeiner Lebensgier und der Leidenschaften des
Tierischen im Menschen sein, der den Kulturfirnis und die
oberflächliche sittliche Zucht zerreiht und die Bestialität und
Lasterhaftigkeit offenbart, die unüberwunden im Innern
wühlt und Rache dafür nimmt, daß die Kultur sie nur zäh-

men, aber nicht erlösen kann. Als solche bringen sie den
Menschen immer wieder die nackte Wirklichkeit ihrer sitt-
lichen Verfassung, den tatsächlichen Zustand ihres Wesens
zur Erfahrung, zerstören alle Selbsttäuschungen und Heuchelei-
en, als wäre man weiter, alle Künsteleien des sittlichen
Tuns-als-ob und die fadenscheinigen Manieren wohlstan-
diger Konvention. Sie öffnen den Menschen die Augen
über sich selbst und erfüllen sie mit Ekel und Scham und nach
Scham und Ekel mit einer echten lebendigen Sehnsucht nach
einem Anderswerden, nach dem Reiche Gottes.

Aber sie können auch aus Regungen dessen entspringen,
was vom Reiche Gottes anlageartig in den Menschen ver-
borgен liegt. Denn es ist doch keineswegs so, daß uns das
Reich Gottes etwas verleihe, was uns ganz fremd wäre, son-
dern es bringt uns nur die Offenbarung des heimlichen
Königreichs unserer Seele, es erfüllt die Wahrheits-
regungen, die in uns verborgen liegen, es verleiht uns den
Adel, die Vollmacht und die Herrlichkeit, die wir angeboren
in uns tragen. Aus diesen letzten Gründen geht überall
in der Menschheit ein bald stilles, bald ungestümes Drängen
nach Freiheit und Menschenwürde, nach Wahrheit und Ge-
rechtigkeit und ringt unausgesetzt mit den Verhältnissen, mit
der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, mit dem
Anschauungen und Lebensgrundsätzen, die dieses unser himm-
liches Erbe und Eigentum nicht zur Geltung kommen lassen.

Der Krieg eine „Strafe“?

Es ist gesagt worden, der Krieg sei die Strafe Gottes
für unsere Sünden. Das ist eine grauenhafte Gottes-
lästerung. Das muß jedes Wahrheitsempfinden empören.
Dieser Krieg ist eine unverdiente Gnade Gottes, und wenn
er wie jede Gnade auch als Gericht wirkt über alles, was
vor solcher Gnade nicht besteht, so ist das Barmherzigkeit,
aber nicht Strafe. Und als Heil, als Hilfe haben wir ihn
erlebt. Das lassen wir uns nicht wegsalbadern.

Leiden.

Die Tränen verdunkeln den Blick. Wir brauchen blanke Augen, wenn wir in allem das Antlitz des Vaters erblicken wollen, selbst wo die Hölle losgelassen zu sein scheint. Leiden sind Stahlbäder für die Einzelnen wie für die Völker, aber nur wenn wir in sie untertauchen, um aus ihnen emporzutauchen wie aus einer Taufe der Selbsthingabe und Selbstentäußerung. Bringt euch und unser Volk nicht darum durch Gejammer. Es ist jetzt wieder einmal eine Zeit der Märtyrer.

Jesus und der Krieg.

Wenn ich erst fragen muß, was ich im Sinne Jesu zu tun habe, dann ist mir der Sinn Jesu noch verschlossen, und dann soll ich lieber tun, was ein anständiger Mensch in diesem Falle zu tun hat, als mich in etwas hineinendenken, was ich nicht bin, noch habe.

Aber wenn man sich mit dem lebendigen Jesus, der bei uns ist alle Tage, einig weiß, daß man auch über Bibelsprüche nicht mehr stolpert, dann denkt man auch gelegentlich an den, der damals allen Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit gegenüber das Reich Gottes anbot, und dann klingen mir in der gegenwärtigen schweren Zeit Worte von ihm auf, die mir wohl tun wie Händedrücke. Sie haben eigentlich alle an sich und in ihrem Zusammenhang betrachtet mit dem Kriege nichts zu tun, und erst recht nicht mit unserem Kriege. Aber ihr Licht fällt auch auf ihn. — Man fährt mit dem Worte Jesu: „Ihr sollt nicht Widerstand leisten dem Bösen“ wie mit einer Stange im Nebel herum. Gut, wer sonst nie in seinem Leben dem Bösen Widerstand geleistet hat, mag sich darüber aufregen, daß er gezwungen ist, für seines Volkes Existenz den Weg der Gewalt zu beschreiten. Aber er mag doch bedenken, daß Jesus selbst zur Geißel griff, um die Krämer aus dem Tempel zu treiben und sich dann den Kopf darüber zerbrechen, wie sich das mit seinen eigenen Worten reimt: „Ihr sollt nicht Widerstand leisten dem Bösen.“ Vielleicht dämmert ihm dann, daß solch ein gesetzlicher, alttestamentlicher Gebrauch der Worte Jesu ein Mißbrauch ist, daß Jesu Worte Geist und Leben sind, aber nicht Buchstabe und Leisten.

Stirb und Werde.

Das Leben kann euch nichts mehr bieten. Gut, dann werdet ihr ja gar nicht mehr darauf aus sein und euch ganz dafür einsetzen können, daß ihr dem Leben etwas bietet, nämlich alles, was ihr könnt, euch selbst und euer Leben. Reicht es dar, verschenkt euch. Gebt Leben, da ihr meint, keines mehr nehmen zu können. Ihr möchtet am liebsten sterben. Tut es doch, soweit ihr euch gehört. Gebt euer Ich in den Tod, kümmert euch nicht mehr um euch, beansprucht nichts mehr für euch, beschäftigt euch nicht mehr mit euch, verliert das Bewußtsein von euch, lebt, als ob euer Ich gestorben wäre, ganz Organ des großen Geschehens, das euch in Anspruch nimmt und durch euch wirken will, ganz Lebensträger Gottes, der sich in euch um so mehr offenbart, je weniger ihr für euch selbst lebt. Dann wird etwas ganz Merkwürdiges geschehen. Es wird in dem Untergrunde eures Innern ein neues Wesen regsam werden und sich entfalten, ein neues Klingen wird in euch laut werden, und die Welt wird einen neuen Glanz gewinnen. Was ist das? Die Seele erwacht, das seltsame Wesen aus einer andern Welt, die Stimme des Himmels beginnt zu sprechen, so wie sie in denen lebendig wurde und geheimnisvoll sprach, die ihr Ich im Feuer freiwilliger, freudiger Todeshingabe fürs Vaterland aufgehen ließen.



Städtekunst der Barbaren.

Von Karl Röttger, Bonn.

Vielleicht haben wir das Gerede über die deutschen „Barbaren“ seitens unserer Feinde, besonders der Franzosen, etwas zu wichtig genommen. Vielleicht aber haben wir es auch psychologisch nicht ganz verstanden. Deutsche Art und Kunst war immer in wesentlichen Teilen ein Gewächs so eigener Art, daß

schon für Fremde ein guter Wille zu ernsthaftem Eindringen nötig war, um sie zu verstehen; und diese Ernsthaftigkeit haben aus fremden Völkern wohl immer nur einzelne aufgebracht. Wenn unter dem Einfluß der erbitterten Feindschaft (die besonders wieder aus dem Gefühl der deutschen Ueberlegenheit entsprang) unseren Feinden die eigene Kultur und Kunst ins Gigantische stieg und die deutsche ihnen ins Nichts versank, so kann man das vielleicht psychologisch verstehen; lächerlich bleibt es immerhin. Denn so lange Deutschland eine Geschichte hat, hat es ein starkes geistiges Leben, hat es Kultur und Kunst gehabt. Es bedarf das nicht einmal eines Beweises mehr. Aber ich möchte als ganz besonders überzeugend den deutschen Dom- und Kirchenbau, die deutsche Plastik in den Domen und in den Städten — ferner auf religiös-philosophischem Gebiete die deutsche Mystik anführen. Und schließlich möchte ich das Wohnen, das deutsche Wohnen dieser Barbaren anführen, die Städtekunst und Baukunst, die uns wie das deutsche Märchen aus „grauer Vorzeit“ überkommen ist und uns anmutet wie ein Volkslied, wie — nun, wie sichtbar gewordene deutsche Seele eben anmutet.

Allerdings sollen wir uns gestehen, daß manches davon lange Zeit nur „Eingeweibte“, Wenige, wußten. Was deutsche Plastik sei, welche Höhe, künstlerische Reinheit, Verbeist und Eigenart sie habe, das haben wir erst in den letzten Jahren durch Veröffentlichungen vor Augen gerückt bekommen.

Die Schönheit deutschen Wohnens wird uns nabe gebracht durch eine Publikation im Verlage R. Piper u. Co. in München, nämlich in den drei Bänden „Die schöne deutsche Stadt“, 1. Band „Süddeutschland“, 2. Band „Mitteldeutschland“, 3. Band „Norddeutschland“.

In einem Feldpostbrief berichtete ein bekannter Journalist, der als Offizier im Felde steht, als besonderes Charakteristikum dies: daß ein französischer Gutspächter mit großem Viehbestand in seinen Stuben keine Ofen hat, sondern mit seiner Familie in der Küche wohnt; die Küche aber hat löcherigen Fußboden, durch die Löcher dringt der Geruch der Fauche vom Stall herein. Man gehe durch die Dörfer Nord-, Mittel- und Süddeutschlands, beim ärmsten Feuerling wird man eine solche „Kultur“ nicht finden. Aber das nur nebenbei; es ist jedenfalls nicht von ungefähr, daß die deutschen Städte- und Dorfbilder, wie wir sie aus den Veröffentlichungen kennen lernen, eine so besondere anheimelnde Schönheit haben, daß wir fühlen, in ihnen atmet die „deutsche Seele“ ebenso gut wie in der deutschen Landschaft, wie im deutschen Lied.

Ganz gewiß ist es eine wincklige, verborgene Schönheit, oft verknüppelt, oft abseitig, oft eng umgrenzt, oft klein — und doch wiederum nicht nur das; oft in Bauwerken von gewaltiger Prägung, oft in Domen und Palästen sich stolz, redendst erhebende Schönheit. Wie aber immer auch, wenn wir darüber zu einem guten Teil hinaus gewachsen sind (ich werde zum Schluß noch darüber sprechen), so hat das seine Gründe; und wir modernen Barbaren gehen unseren Weg, den Weg der neu-deutschen Kultur und Kunst weiter. Aber das offenbaren solche Bilder und Bücher: was einst schon, vor uns, geleistet worden ist; und wir tun gut daran, es uns immer wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ich will hier nicht die schon oft gehörte Klage wiederholen, daß wir viel zu sehr von fremder Art und Kunst vor der deutschen Kenntnis genommen haben; ich will nur sagen, daß wenn wir nun uns mehr und mehr auf deutsche Kunst- und Kulturwerte besinnen, wir erkennen mögen, daß die deutsche Geschichte auch die Geschichte deutscher Kultur ist. Ganz gleich, ob die Fremden den guten Willen oder das ernsthafte Bemühen aufbringen, in die ebenso süße wie herbe Art deutscher Kunst einzudringen — wir haben die Pflicht, die eigenen deutschen Werte zu kennen.

Der erste Band der Städtebücher, Süddeutschland, ist herausgegeben von Julius Baum. Zwischen lehrreichen Abhandlungen bringt der Band eine Fülle (193 Nummern) von guten Abbildungen. Der Verfasser schreibt über die Entwicklung des Städtebaus in Süddeutschland, über süddeutsches Bürgertum, über natürlich gewachsene und „angelegte“ Städte, Hügelstädte und ebene Städte, über Straßen und Plätze. Das Textliche ist hier, wie auch in den anderen Bänden, vielleicht etwas zu weitgehend; vielleicht wäre größere Beschränkung gut gewesen; immerhin: man wird die Darlegungen gern lesen; auch wenn man nicht immer damit übereinstimmt. Und wenn man dann die Bilder auf sich wirken läßt, die Gesamtbilder, die Einzelbilder von Straßen, Plätzen, Brunnen, Stadtmauern, Brücken, Burgen, Rathhäusern, Stadtsilhouetten an Flüssen und Bächen, überkommt es einen wohl wie Stolz und Freude und auch wie ein wehmütiges Gefühl; so wie bei einem Volkslied am Abend.

Gustav Wolf hat Mitteldeutschland herausgegeben; 100 Abbildungen mit einer Reihe Abhandlungen über Anlage der Städte, über den mittelalterlichen Gürtel, das Straßennetz, Straßennamen, Laubengänge, Terrassen, Uferstraßen und

Brücken usw. Auch hier die meist stille, heimlich singende Schönheit der Städte, der Stadtmauern, die jetzt alt und bröcklig sind und oft überwachsen, der Brückenbögen, unter denen ein Bach hinflickt, der stillen Plätze mit den Brunnen; der Rathäuser und Kirchen.

Der Band Norddeutschland ist mir besonders lieb, denn ich bin Norddeutscher und kann da vieles sehr nachfühlen, vielleicht auch deshalb, weil es mit persönlich Erlebtem verschmilzt oder mit persönlichem Traum. Niederrheinstädte, deutsche Küstenstädte, aber auch Städte des Binnenlandes, der Ebene rühren in Kontur und Einzelbild aus Vers. Der Fachwerkbau ist (mit Ausnahme des Ostens) besonders fein in Norddeutschland ausgebildet. Entzückende Bauten in Hildesheim, Lüneburg, Osnabrück, Braunschweig usw. zeigen es. Schöne Kirchen erheben sich vor dem Ausblick enger Straßen oder an Plätzen, vor der Stadt sind schöne Alleen, und in den Küstenstädten rauscht mit ganz leisem Ton schon die See herein; in den Hafenbildern.

Als Ergänzung — sagen wir als willkommene — hat der Verlag dann noch „Die Tiroler Stadt“ durch D. F. Luchner herausgegeben; der Band hat dieselbe Ausstattung wie „Die schöne deutsche Stadt“, enthält 162 Abbildungen und lesenswerte Abhandlungen, aus denen man erkennt, daß auch Luchner sein „Thema“ gut beherrscht. Wie sehr auch die ganz andere Landschaft schon ein anderes Städtebild bedingt, wie sehr auch bei der Anlage der Städte strategische Rücksichten und die alten Straßen mitgesprochen haben, wir erkennen auch hier in den Bildern deutsche Seele; wenn wir auch sehen, daß hier ein Übergang in ein anderes Kulturgebiet ist. Wir verstehen und lieben auch die Tiroler Stadt, und der Band gehört mit den anderen zusammen . . .

Die Verfasser sprechen es gelegentlich aus, daß es zu einem großen Teile versinkende Schönheit ist, die sie zeigen. Versinkende Schönheit — weshalb? Einmal wird die Schönheit und Besonderheit der Städte- und Dorfbilder, auch in einzelnen Teilen, bei Neuanlagen nicht genügend geschützt. Das ist bedauerlich. Wo sich überkommene Schönheit in Bauten usw. schlißen läßt, sollte es unter allen Umständen geschehen. — Andererseits wollen wir nicht verkennen, daß nie eine Zeit nur und dauernd von überlieferten Werten und überlieferter Schönheit allein leben kann. Bei den Städten, der alten Wohnungskunst, den alten schönen öffentlichen Bauten liegt die Sache doch so, daß da und dort immer wieder die Zeit kommt, wo etwas verschwinden muß, weil es selbst als Ruine nicht mehr haltbar ist. Denn gerade Bauten sind, da ihr Material von der fast unpersönlichen Kraft der Jahrhunderte und Jahrtausende benagt wird, nicht für „die Ewigkeit“ geschaffen. Darum müssen wir uns auch darauf besinnen, daß wir neu-deutschen „Barbaren“ auch selbst Schaffende und Bauende sein müssen.



Viele Hunde.

Von Oberleutnant d. R. Karl Heinz Hill, Wiesbaden,
3. St. im Felde.

Nun hört man euch ausatmend triumphieren,
Da euch die Judashand Italien bot:

„Die Deutschen müssen ja den Krieg verlieren,
Denn viele Hunde sind des Hasen Tod!“

Ganz recht, ihr großen Meister schöner Phrasen,
Wohl viele Hunde sind's, das stimmt auf's Haar,
Wo aber finden sie besagten Hasen? —
Hoch in den Lüften schwebt der deutsche Nar.

Und blickt er auf die bunte Meute nieder
Und auf das kampfgeseinte deutsche Heer,
Dann rauscht aus seinem stählernen Gefieder
Ein ander Wort, das heißt: „Viel Feind, viel Ehr!“

Viel Feind, viel Ehr! Fest stehen unsre Mauern,
„Mit Gott zum Sieg!“ klingt es in unsren Reihn.
Wir fragen nicht, wie lange wird es dauern,
Wir kämpfen — und der Sieg wird unser sein.



Und sieh —

es öffnet sich das Tor.

Erzählung von Edela Rüst (Berlin).

Frau Thora von Gerden kamte auf ihrem Geburtstagsfest herum. Es war still hergegangen gestern — Gott sei Dank!

Die Männer, Brüder, Vettern und Freunde waren alle draußen im Westen und im Osten, und nur die Frauen waren gekommen. Ernster, sorgenvoller, ohne reiche Gewänder, und ohne all das laute Gebaren, das die Menschen glauben annehmen zu müssen, um sich und andere zu vergnügen.

Und dann waren sie alle wieder zeitig gegangen. Es war mit dem Nachhausekommen jetzt nicht so bequem, und — wozu bis in die Nacht hinein zusammenhocken und vom Krieg sprechen, und immer wieder Krieg und nichts als Krieg! Gestrichelt hatten sie auch alle, Strümpfe, Strümpfe, nichts als Strümpfe, die immer wieder noch gebraucht wurden, lange noch — wer weiß, wie lange noch!

Wie alljährlich hatten sie hübsche Gaben gebracht: Kunstgebrauchsgegenstände, nicht beängstigend kostbar, aber von Geschmack und praktischer Nutzbarkeit zugleich. Es war so in der Familie, über Geschenke nachzudenken.

Thora ließ alles noch einmal durch ihre Finger gleiten und freute sich daran — nicht mit dem Herzen, aber mit dem altgewohnten Wohlgefallen an den kleinen Daseins-eitelkeiten.

Was war denn sonst ihr ganzes Leben? Kleine befriedigte Eitelkeiten: ein bißchen Goldglanz nach außen — ein freundlich-aufgedrungenes Daseinsbehagen! Damit schloß die Welt in erfarbtem Kächeln ab über der großen inneren Leere und Einsamkeit — —

Keni! Keni, die gestern verhindert war, sprang auf ein Stündchen herauf.

„Ach, herrliche Sachen hast du wieder bekommen, Thora! Ich schäme mich ordentlich mit meinen Tellerdeckchen . . .“

„Du weißt, ich freue mich aufrichtig darüber, Keni, jedes ist ja ein kleines Kunstwerk, wie alles, was deine lieben Hände vollbringen.“

„Ach, und dein Mann, er überhäuft dich geradezu — jedes Jahr wird's mehr!“

„Ja — wir sind jetzt rund acht Jahre verheiratet, also sind es achterlei Dinge. Nächstes Jahr werden es neun-erlei sein, und so fort — wenn wir's erleben!“

„Du bleibst hart gegen ihn, Thora.“

„Ich, hart?“ Die junge Frau lachte ihr starres Kächeln.

„Doch, du bist hart mit ihm. Du kannst es ihm immer noch nicht vergeben, daß er das reiche Mädchen in dir geheiratet hat! In all den acht Jahren hast du's ihm immer noch nicht vergeben können! Mein Gott, fast alle Männer gehen nach Geld — wie die Welt heute ist, müssen sie es doch auch wohl . . . Aber du weißt doch ganz gewiß, daß du auch ein hübsches Mädchen warst, und immer noch unverändert bist, daß er dich mindestens zur Hälfte um deiner Schönheit willen geheiratet hat.“

„Ja, warum nicht?! Doch warum zerbrichst du dir plötzlich um uns den Kopf, liebe Keni?“

„Es zerbrechen sich mehr Leute um euch Zwei den Kopf! Zwei besondere Menschen wie ihr, von allen Lebensreizen umflossen, und doch nie glücklich gewesen! Es ist so seltsam — man möchte so gern dahinter kommen, möchte helfen! . . . Hör' mal . . . ja, er spielt! Temperament hat er — Künstlerblut durch und durch!“

„Ja — vielleicht wäre er als Musiker glücklicher geworden!“

„Meinst du, daß es das ist, Thora?“

„Ich weiß es nicht!“

„Uebrigens um diese Zeit? Da war er doch sonst im Bureau.“

„Die Rechtsanwälte haben jetzt reichlich Ferien! Zudem — er ist einberufen. In acht Tagen ist er fort, in wenigen Wochen im Feld!“

„Ich denke, er hat nicht gedient?“

„Nein! Er war damals zu schlant aufgeschossen, es waren reichlich Einjährige vorhanden — sie nahmen ihn nicht, so sehr er sich bemüht hat, zu den Männen zu kommen.“

„Und jetzt . . . ?“

„Jetzt ist er felddienstfähig. Zum Kämpfen und Fallen tangt jeder.“

„Und nun muß er als einfacher Wehrmann . . . ?“

„Ja, als ganz einfacher Landsturmman muß er nun mitgehen!“

„Das ist hart für dich!“

„Für mich?“

„Eure ganze Verwandtschaft ist Offiziersstand — in höheren Chargen sogar —“

„Dahum . . . ? Das sichts mich nicht an! Aber es tut mir leid um ihn. Seiner Lebensgewohnheiten wird die Chargenlosigkeit sauer antommen. Sonst — Tausenden, geht es wie ihm!“

„Geht er denn gern?“

„Ich glaube, ja! Natürlich nicht wie ein Kriegsfreiwilliger von achtzehn Jahren! Aber er weiß, es gilt das Vaterland und seine Ehre, und da tut er stolz und freudig mit!“

„Wer weiß, Thora — vielleicht sucht er den Tod! Man sieht's ihm doch an, glücklich ist er nicht.“

„Vielleicht . . . !“ sagte die junge Frau mit starrem Lächeln auf den Lippen.

„Schrecklich ist es! Schrecklich die ganze Zeit!“

„Und doch — sie macht uns langsam wieder zu Menschen, die mit sich selbst etwas abzurechnen haben! Diese Zeit fliegt nicht über unsere Köpfe weg — sie zieht stiller ihre Straße — sie bleibt oft stehen und schaut auch rückwärts, als fände sie über all das nach, woran sie vorüberzog! Da tun sich lautlos viele, viele Türen auf, die rosend in den Angeln ruhten — da stauben Lichtwolken über weite leergeglaubte Räume, daß sie bunten Inhaltes voll erscheinen. — Das bringt so viel Wärme in diese Tage der Trauer und Schrecknisse . . .“

Leni stand geküßt, beide Hände flach auf den Geburtstagsstisch gestemmt und sah starr ins Nichts.

War das ein seltsames Menschenkind, diese Thora! Was spukte in ihr herum, die sich der Welt so kühl wie der ewig lächelnde Mond gab? In ihrem eigenen tiefsten Innern standen wohl Türen angelweit auf, in die goldene Lichtwolken aus- und einströmten — und jemand suchten, über den sich ihre warme Sehnsuchtsfülle gießen durfte? Und zwei Räume von ihr getrennt tobte der Mann seine Leidenschaft auf dem Flügel aus . . . und diese Zwischenräume blieben leer, dunkel und wärmelos. Wie seltsam, wie sehr seltsam!

Nun mußte dieser Mann in den Krieg, vielleicht dem Tod in die Arme — und das Eis zwischen den beiden war nie geschmolzen, niemals!

„Thora, es tut mir leid, deinen Mann zu siren, aber Vater hat mir einen Auftrag an ihn mitgegeben. wegen der Pächtereien — du weißt ja . . .“

„Das wird ihn nicht siren! Der alte Justizrat kommt auch morgen zurück — der muß die Sache zu Ende führen — Georg kann doch jetzt nicht . . .“

„Ich soll's ihm aber sagen — er vermittelt da besser —“

„Also siren ihn ruhig — er nimmt es dir nicht übel!“

Leni Asten hatte dreimal an die Tür geklopft, ehe der Freiherr von Gerden sein Spiel abbrach und antwortete.

„Ah, sieh' da, Fräulein Leni — was bringen Sie denn Schönes?“

Ein kleines Meißner Service stand auf dem Tisch — der Kaffee war nicht angerührt.

Leni Asten entledigte sich ihres Auftrages. Dann fragte sie: „Haben Sie Ihren Kaffee ganz vergessen?“

„Allein schmeckt mir's nicht!“

„Aber warum trinken Sie denn allein?“

„Meine Frau denkt wohl, es ist mir lieber so! Ich bin sonst auch um diese Zeit nicht mehr hier.“

„Wie sonderbar! Wir haben eben drüben getrunken und lieb geplaudert — warum kamen Sie denn nicht herüber?“

„Man hat mir nichts gemeldet, und — warum soll ich siren, wenn man mich nicht wünscht!“

„Also aus euch beiden werde der Teufel Flug!“ rief Leni aufrichtig empört.

Dr. Gerden hob die Schultern ein wenig und zündete sie lächelnd eine Zigarette an.

„Geben Sie mir auch mal eine — ich muß meine Nerven besänftigen.“

„Das ist prachtvoll von Ihnen, ich hab's so gern, mit 'ner Dame eins zu rauchen — es plaudert sich so zwanglos und gemütlich; man wird schnell warm dabei!“

„Thora mag das nicht!“

„Nein, Thora mag es nicht! Dafür kann sie nichts. Es ist ja auch weiter keine Notwendigkeit, daß Frauen rauchen. Aber so mal in stimmungsvoller Gemeinschaft — na, kurz, ich hab's gern!“

„Was spielten Sie da eben? Es war schön, heroisch, marschartig — ich kann mich aber nicht besinnen . . .“

„Es hat Ihnen gefallen?“

„So viel ich durch all die Türen in mich aufnehmen konnte, schien's mir wundervoll!“

„Das freut mich. Sie sind der erste Mensch, der da zugehört hat! Es ist ein Marschlied. Es hat mir vom ersten Kriegstage an in den Gliedern gelegen!“

„Von Ihnen . . . ? Seit wann komponieren Sie denn?“

„Seit lange schon — aber bisher immer nur Kammermusik.“

„Ja richtig, im vorigen Winter wurde mal ein Trio von Ihnen gespielt. Es gefiel uns allen außerordentlich, aber dann hat man nie wieder davon gehört. Und jetzt machen Sie Kriegslieder? Der Kriegstaumel hat die ganze Welt redselig gemacht! Sind es viele?“

„Gerade acht.“

„Auf jedes Ehejahr eins!“ lachte Leni. „Kennt Thora sie?“

„Nein! Sie sind ja auch kaum erst vier Wochen alt. Es soll meine Hinterlassenschaft an Thora sein!“

„Hinterlassenschaft . . . ?“

„Ja! Wenn ich nicht wiederkomme, soll sie doch etwas zum letzten Andenken haben!“

„Von wem sind die Texte?“

„Auch von mir! Ich bitte Sie aber, kein Wort davon an meine Frau zu verraten — Hand darauf!“

Leni Asten gab ihm die Hand und trat dann an den Flügel: „Darf ich mal hineinschauen?“

„Bitte.“

Leni las eine Weile begierig in den Texten. Dann stockte sie und las laut vor sich hin:

Und sieh — es öffnet sich das Tor —

Es löst das Herz sich lastbefreit —

Ein Quell rauscht sonnbestäubt hervor,

Roll holder Vostschast — fernemweit.

Leis zögernd streckt sich meine Hand

Nach deinem blonden Wellenhaar — — —

Und — fall' ich jetzt im fremden Sand,

Ich weiß doch, daß es einmal war!

„Wie merkwürdig — auch Thora hat eben etwas von offenen Türen und sonndurchstäubten, bisher leeren Räumen und . . . Sollte sie doch einen Einblick . . .“

„Das ist unmöglich —“ sagte Georg von Gerden schnell. Leni schien es, als wäre sein Gesicht blässer und hagerer geworden, seit sie die Verse laut gelesen.

„Sie — Sie lieben Thora . . . ?!“

Gerden antwortete nicht.

„Und — Thora hat das nie erfahren? Sie haben sie in dem Glauben gelassen, daß nur ihr Reichtum . . . Wissen Sie, daß das eine Sünde ist, Doktor — eine gar nicht gut zu machende Sünde an ihr und — an sich selbst?“

Gerdens Ton wurde hart: „Ich habe Thora ihres Geldes wegen geheiratet, und sie mich, weil sie sich mit ihrer Stiefmutter nicht stellen konnte, weil ich eine siebenzadige Krone führe und — weil ich ein begehrter Mann war, der in der Gesellschaft eine gute Figur machte! Wir sind also quitt miteinander — vollständig quitt!“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, als sie ihrem Vetter Malten lachend ihre Verlobung mit mir verkündete. Ich stand noch im Vorzimmer und löste das Seidenpapier von den ersten Rosen, die ich ihr als Bräutigam bringen wollte. Mir war's recht so! Dieses Bekenntnis gab die Richtschnur für unsere Ehe, und — so ist es zwischen uns geblieben! Was wollen Sie — es war immer eine vornehme, tadellose Ehe!“

„Und nun dichten und komponieren Sie Kriegslieder, damit Ihre Frau, mit der Sie durch Jahre innerlich wie durch Mauern getrennt lebten, etwas Persönliches von Ihnen zurückbehält, wenn Sie jetzt im Feindesland Ihr Leben lassen müssen? Aber das ist ja alles der helle Wahnsinn! Und so wollt ihr nun auseinandergehen?“

„Durchhalten bis zum Schluß!“ sagte Gerden bitter.

„Aber Sie lieben sie doch?“

Statt der Antwort setzte Gerden sich an den Flügel und spielte und sang:

Und sich — es öffnet sich das Tor —

Wie ein bestreutes Aufjubeln klang es. Aber bei der zweiten Strophe brach er ab — beugte sich über die Tasten und stöhnte in sich hinein.

Leni Asten hielt sich die Ohren zu und lief ratlos davon. Doch eine andere Tür öffnete sich leise, hinter der Thora schon lange gestanden hatte. Als hingen ihr Gewichte an den Füßen, schlich die junge Frau zum Flügel, legte ihre beiden Hände auf ihres Mannes Schultern und sagte mühsam und weich: „Georg!“

Gerden wandte sich jählings um, verwirrt — er begriff nicht.

Thoras Augen leuchteten auf. „Georg — acht Jahre haben wir nichts voneinander gewußt. Aber — wir haben noch acht Tage Zeit — Ich habe dich all die acht Jahre geliebt — mit todtraurigem Herzen geliebt . . . Wir haben noch kurze acht Tage Zeit, die langen acht Einsamkeitsjahre vergessen zu machen — wollen wir sie nützen? Laß mir nicht die Kieder — laß mir dich! Was dann auch kommen mag, ich weiß: es war! Ich kann dich durch nichts mehr verlieren — nie mehr! Wollen wir uns unsere Schuld vergeben . . .?“

Da griff Gerden mit beiden Händen nach dem blonden Kopf und zog ihn nieder an seine Brust. Beide sagten kein Wort. Sie hielten sich umschlungen und weinten — weinten sich in ein lachendes Glück hinein.

Das Glück währte bis zur letzten Minute dieser acht Tage, und dann ging Gerden, Blumen an Helm und Brust, als einfacher Wehrmann, stolz und lachend, und froh bereit, für das Vaterland zu sterben — wenn es sein mußte.



Der Geselligkeitstrieb des Pferdes.

Von Dr. Th. Seil.

Im gegenwärtigen Kriege gewinnen Eigentümlichkeiten des Pferdes, des treuen Genossen in unserem Kampf um die heiligen Güter, erhöhtes Interesse. Zu diesen Eigenarten gehört sein Herdentrieb, der oft zu seltsamen Vorkommnissen führt.

Bekanntlich geriet beim vorjährigen Großen Berliner Jagdrennen am Finalstidienstag die französische Spitzengruppe durch ein Versehen kurz vor dem Einlauf in eine falsche Bahn, wodurch riesige Summen für Reiter, Besitzer und für Publikum verloren gegangen sind. Von den 80 000 Mark, von denen die Reiter sonst ansehnliche Prozente eingeheimst hätten, haben Powers, Parfremont und Newen keinen Pfennig gehabt.

Wer war nun schuld an diesem Ereignis? Fast allgemein las man, daß Powers sich schon vorher krank gefühlt habe und nicht imstande gewesen sei, den Anforderungen eines Wettreitens zu genügen. Von dieser Krankheit des Reiters weiß ein bekanntes Sportblatt keine Silbe, was auffallend genug ist. Höchst beachtenswert ist das Urteil, das es über den Vorfall äußert:

Man könnte Powers es besonders verdenken, daß er, der mit demselben Pferd dasselbe Rennen im vorigen Jahre gewann, diesmal sich verirrt, und noch mehr Newen, der wohl schon Duzende Rennen in seiner früheren deutschen Stellung über die Hauptbahn geritten hat, so daß Parfremont die meiste Entschuldigung für sich hätte, dem die Bahn allein ganz neu war. Aber man bedenke die physischen und psychologischen Umstände nach einem Ritt über 4500 Meter in strömendem Regen über die Karlsboriter Hauptbahn. Da ist der Blick unmöglich mehr ganz klar, die Muskel nicht mehr geschmeidig, der Wille nur auf eins, das Vorwärts und den Sieg gerichtet, alles ist mehr Instinkt als volles Bewußtsein. Powers erklärt, daß Sea Lord ihm an der kritischen Stelle die Hand genommen und nach rechts in die falsche Bahn weggebrochen wäre, zumal er an dem regen-naßen Riemen nicht gleich den nötigen Gegenhalt fand. Ultimatum und Rapo isolierten Sea Lord, ohne daß ihre Reiter die falsche Wendung gleich merkten. Selbst Averon und Universt taten noch dasselbe, obwohl Sea und Coram populo neben und vor ihnen den richtigen Kurs einschlugen. Hiernach sind Ultimatum und Rapo dem Herdentriebe gefolgt, der hier den Beteiligten eine Stange Gold gekostet hat.

Die Frage ließ mir keine Ruhe, ob sich wohl schon ein ähnlicher Fall beim Wettrennen ereignet hat. Bisher ist mir nur in dem Buch von Dr. von Maday über die Psychologie des Pferdes ein Fall vor Augen gekommen, der an den unfrühen erinnert. Wie nämlich der Verfasser berichtet, hat ihm Oberst Dr. Hohenbüchel folgendes Erlebnis mitgeteilt:

Ein Pferd wurde bei einem Rennen durch die Nähe seines Freundes gestört, so daß es den Preis, der ihm bereits sicher war, verlor. Der Wüter des Rennpferdes blieb nämlich mit dem zweiten ihm anvertrauten Pferde in der Nähe der Rennbahn stehen, um zusehen zu können; das Pferd, das er an der Hand hielt, erkannte seinen vorbeisauenden Freund und wieherte ihn an, worauf das Rennpferd, seine Pflicht vergessend, den Kameraden aufsuchen wollte. Nur mit Mühe gelang es seinem Reiter, das Ausbrechen zu verhindern, sein Galopp war aber derart gekürzt, daß er die Palme dem Nächsten überlassen mußte.

Auch hier hat also der Wunsch des Pferdes, in der Nähe seines Kameraden zu weilen, seinen Reiter um den sicheren Sieg gebracht.

Selbstverständlich ist dieser Trieb nur erklärlich, wenn man weiß, daß das Pferd, wie alle Einhufer, ein durchaus geselliges Geschöpf ist. Dieser Drang nach Geselligkeit ist so groß, daß die Zebras in Afrika mit Straußen und Gnu's, die Kulanen oder Wildesel in Asien mit Daks und Kropfantilopen zusammenweiden. Ein Erlebnis, das diesen Geselligkeitstrieb in hellem Lichte erscheinen läßt, berichtet Brehm von seiner Reise nach Asien. Als wir im Juni 1876, schreibt er, die Steppe am Saisansee durchschritten und wiederholt auf Kulane trafen, sahen wir einmal auch zwei Einhufer, welche wir für Wildpferde halten mußten, auf dem Rücken eines langgestreckten Dikels stehen. Sofort begannen die uns begleitenden Kirgisen einen weiten Halbkreis um die beiden Tiere zu ziehen, in der Absicht, sie uns zuzutreiben und zum Schusse zu bringen. Das eine von ihnen setzte sich beim Erscheinen der vielen Reiter in Bewegung und entfloß; das andere weidete zuerst ruhig weiter, schaute sich sodann neugierig die herannahenden Kirgisen an und lief endlich, zu nicht geringer Ueberraschung von uns allen, geraden Weges auf uns zu. Einer und der andere griff zur Büchse, untersuchte flüchtigen Blickes Waffe und Ladung und harrete gelbann dem Näherkommen des Tieres. Da glitt ein Säbeln über das Antlitz des neben mir reitenden Kirgisen; er hatte nicht allein den Beweggrund des auffallenden Handelns des Einhufers, sondern in diesem auch ein Pferd erkannt. Vor mehr als Monatsfrist mochte es seinem Tabun entlaufen sein, sich in der Steppe verirrt und, in Ermangelung einer ihm besser zutragenden Gesellschaft, Kulanen angeschlossen haben; jetzt verließ es diese, um wiederum seinesgleichen sich anzuschließen. Widerstandslos ließ es sich fangen und säumen, und wenige Minuten später trabte es so gleichmäßig neben unseren Reitern einher, als habe es niemals polste Freiheit gekostet.

Auch der bekannte Pferdekennner Bähr erzählt diese Eigenartlichkeit des Tieres und macht dazu folgende Bemerkung: Der Volksmund spricht von „Sehnenkrankheit“ bei dem Pferde, das wegen des Fortganges eines Kameraden traurig wird, einige Tage die Aufnahme von Futter verweigert oder doch Appetitverminderung aufweist. Die erwähnte Bezeichnung für das Sichsehen hat manches komische Mißverständnis hervorgebracht, noch weniger erfahrenen Tierärzten hervorgerufen, indem sie die Bezeichnung Sehnenkrankheit auf eine Erkrankung der Sehnen bezogen.

Das Pferd liebt eben die Einsamkeit nicht, wie von Maday richtig betont wird. Diese seelische Eigentümlichkeit bleibt oft nicht ohne Folgen für sein leibliches Befinden. Ein Pferd, das

allein im Stalle steht, frißt nicht mit Appetit; es gibt auch Pferde, die um keinen Preis fressen wollen, solange sie allein sind. Dagegen ist das Pferd in Gesellschaft lebensfroh und verdaut seine Nahrung besser als in der Einsamkeit. Auch die Arbeit wird ihm nur unter Kameraden zum Genuß; im Zweigespann gibt es keine Kraft leichter her als einspännig.

Der Geselligkeitstrieb im Pferde ist nach unserem Gewährsmann von solcher Stärke, daß an ihm oft der ganze Erfolg der Dressur scheitert. In jeder Eskadron gibt es einige berückelte „Kleber“, die der Reiter mit keinem Mittel aus der Front bringen kann. Und der Fehler ist ansteckend: Sehen die übrigen Pferde, daß es einem gelang, dem Reiter zum Troste bei der Eskadron zu verbleiben, so kann es vorkommen, daß sich kein Pferd mehr aus der Front rühren will, die älteren und die von sehr glücklichem Naturell ausgenommen. Möglicherweise ist die Abnung einer Gefahr der Grund dieser Widerseßlichkeit. Werden aber zwei nebeneinander stehende Reiter aus der Front gerufen, so kommt ein Widerstand nur selten vor.

Das Kleben ist nicht nur der Schrecken des unsicheren Reiters, sondern es hat in unserem Falle selbst Meisterreitern den größten Schaden gebracht.

Wie das Kleben den Reiter, so kann die Furcht vor dem Alleinsein den Besitzer oft in Verzweiflung bringen. Eine lehrreiche Geschichte berichtet Alendörfer darüber:

Forstwart M. hatte nach dem Manöver ein ausrangiertes Artilleriepferd „Max“ erworben, um mit ihm im Winter seine Kinder zur Schule fahren zu können. Untergebracht sollte Max im kleinen Stall werden. Doch da hatte M. die Rechnung ohne den Wirt, wollte sagen, ohne Max gemacht. Sobald nämlich M. den Stall verlassen hatte und Max sich allein sah, gebärdete er sich wie ein Wahnsinniger. Alle Pfastersteine aufhaden, die Deurauße herunterreißen, Dastter und Kette sprengen, den Futterkasten umwerfen, über die niedrige Stalltür übersehen, selbige mit den Hinterbeinen aus den Angeln heben, war für Max das Werk von zehn Minuten. Alle Mühe, die sich Forstwart M. gab, um das Pferd aus Alleinsein zu gewöhnen, war vergeblich. Schließlich brachte er das „Biest“ für den Augenblick im Dorfe bei einem Bauern im Pferdestall unter. Auf dem Rückweg wurde M. geraten, dem an Geselligkeit gewöhnten Artilleristen doch ein Kind zur Geselligkeit zu geben. Forstwart M. dankte für den guten Rat und — holte sofort seinen Max wieder. Zu Hause angekommen, erwies sich der zweite Stand für ein Kind unzureichend; so wurde es denn mit der grauen Schweizerseide versucht. Und siehe da — Max war befriedigt. Forstwart M. konnte an der geschlossenen Thür zuerst das freundliche Wiehern Maxens und dann als Antwort das freundliche Medern der Biene vernehmen. Als diese Biene später wegen Nachwuchs verkauft werden sollte, stellte Forstwart M. als vornehmer Mann zuvor die junge (weißgeschedte) Biene neben Max. Dieser war mit dem Tausch jedoch keineswegs einverstanden, vielmehr schien er kein Lustspiel, gleich dem bei seinem Einzuge statgefundenen, abermals ausführen zu wollen. Da holte M. schleunigst die graue Deppe wieder zu Maxens größter Zufriedenheit zurück.

Am gefährlichsten wird der Geselligkeitstrieb des Pferdes bei Bränden und beim Ausbruch einer Panik. In der Masse fühlt sich das einzelne Pferd nach Maday wohl und sicher, so daß Dinge und Erscheinungen, die jedem einzelnen Schreck einjagen würden, der Masse gegenüber fast wirkungslos bleiben. Scheuen aber einige Mitglieder einer Masse, so breitet sich der Schreck durch Nachahmung — man könnte auch sagen: durch seelische Ansteckung leicht auf die ganze Masse aus; es entsteht eine Panik, wie sie bei Theaterbränden, bei Schiffbrüchen unter den Menschen ausbrechen pflegt.

Schaut z. B. im Lager nachts ein Pferd und reißt sich von seinem Ploche los, so ahnen auch seine erwachten Nachbarn Gefahr und denken an Flucht. So ist es bereits vorgekommen, daß auf den Knall eines Gewehres hin sämtliche Pferde mehrerer Kavallerieregimenter in wilder Flucht das Lager verließen. Auf diese Eigenart muß besonders beim Feldzuge geachtet und ihr rechtzeitig vorgebeugt werden.

Beim Stallbrande aber grenzt es an Unmöglichkeit, die Pferde zu retten, teils, weil sie gerade bei Gefahr im Stalle verbleiben wollen, welcher Ort ihnen als der sicherste bekannt ist, teils, weil jene Pferde, die man einzeln oder zu zweit herausführen will, die Masse ihrer Kameraden nicht verlassen wollen.

Schließlich kommt als Hauptgrund hinzu, daß das Pferd ein Flüchtling nach rückwärts nicht kennt. Rent man ihm aber ein Geschirr auf, so geht es auch beim Brande aus der Stalltür, weil es zur Arbeit durch die Thür muß.

Eine Panik bei den verwilderten Pferden Südamerikas erlebte der Reisende Murray und schildert sie folgendermaßen: Zuweilen ergreift die Pferdeherden ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich

durch kein Hindernis aufhalten, rennen gegen Felsen an oder zerhacken in Abgründen. Den Menschen, welcher zufällig Zeuge von solch entsetzlichen Ereignis wird, erfährt ein Grausen: selbst der kalte Indianer fühlt sein sonst so mutiges Herz furcht-erfüllt. Ein Dröhnen, das immer größere Stärke erlangt und schließlich den Donner, das Brausen des Sturmes oder das Toben der Brandung überbietet, verkündet und begleitet den Vorüberzug der auf Sturmesfittichen dahinjagenden, angst-ergriffenen Pferde. Sie erscheinen plötzlich im Lager, stürzen sich zwischen den Feuern hindurch, über die Belte und Wagen weg, erfüllen die Lasttiere mit tödlichem Schrecken, reißen sie los und nehmen sie auf in ihren lebendigen Strom — für immer.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis: Unzweifelhaft besteht bei den Pferden infolge ihres sehr entwickelten Herdentriebes ein ausgeprägter Drang zum Kleben. Es ist also sehr wohl möglich, daß dieser Drang beim Wettrennen gefährlich wird.

Eine andere Frage ist es, ob nicht gerade der erfahrene Reiter mit dieser Neigung rechnen und ihr seine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden muß.



Im Fort Hamidie.

Erzählung von Johanna Weiskirch, Viebrich a. Rh.

Es war zu Anfang des Monats März. Ueber der Meerenge der Dardanellen blaute der orientalische Frühlingshimmel und spiegelte sich und seine strahlende Sonne in den leise rauschenden Wellen. Zwischen den von Mohammed II. um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an der europäischen und asiatischen Küste erbauten Schlössern Kilid-el-Bahr und Kaleh-Sultanie, den trostigen, stolzen Hüttern des Eingangs zur wunderbaren Hauptstadt am Goldenen Horn schossen die Möven wie blühende Sonnenpfeile hin und her. Die Festungsmauern hatte der junge Kenz mit dem ersten zarten Grün und den ersten duftigen Blüten reizvoll umkleidet. Aber über diese feinsche Frühlingspracht drang das Schlachtengebrüll des Weltkrieges aus den Kanonenschlünden feindlicher Schiffe. Statt der schimmernden Möven, die entsetzt davonschlatterten, flogen englische und französische Granaten durch die Lüfte nach den Forts der beiden Schlösser. Die Cöpper des Festungsdorfes Tschanak-Kale, deren Erzeugnisse sich auf den Märkten Stambuls so großer Beliebtheit erfreuen, sahen erschreckt von ihrer friedlichen Arbeit auf und verließen zeitweilig ihre bescheidenen Wohnstätten. Aber die feindlichen Geschosse verscheuten meist ihr Ziel. Höchstens, daß sie ab und zu eine kleine Verwirrung in den Frühlingssträumen der blühenden Festungsgürtel anrichteten, die der Kenz fast über Nacht mit neuer Schönheit umspann. Die meisten Granaten fielen in das zornig aufbegehrende Meer. Die Kommandanten der Forts hielten es kaum der Mühe wert, ihre Geschützmannschaften, prächtige markige türkische und deutsche Kerle, zur Beantwortung der feindlichen Granaten-Aufforderung aufzubieten. Die Antwort der türkischen Kanonen bestand meistens in stolzer, schweigender Verachtung. Doch nahm man auf den Forts Sultanie und Hamidie in der Voraussetzung, daß sich die feindliche Flotte vor den Dardanellen noch vermehren und eine stärkere Beschließung nicht ausbleiben würde, Veranlassung, sich noch ausgiebiger zur Verteidigung zu rüsten, als es schon geschehen war.

Darüber gingen Tage hin. Die Einwohner von Tschanak-Kale ließen sich kaum noch in ihrer Beschäftigung stören, wenn die feindlichen Geschosse über ihren Köpfen hinweg nach dem Fort Hamidie flogen, um dort wirkungslos zu krepieren. Sie formten, malten und brannten ihre Cöppe und Kannen fast mit derselben Beschaulichkeit wie in Friedenszeiten. Es war, als ob die stolze, stolische Ruhe der ragenden Feste sich auf sie übertragen hätte. Und sie glaubten an ihr Kismet!

Nur im Herzen eines Mannes brannte und wühlte es in diesen Tagen, daß er keine Ruhe und Rast finden konnte: im Herzen des ehemaligen Jüs-Baschi (Feldwebel), und jetzigen Kriegs-Invaliden Ali-Baba. Den „schmerzten sein Holzbein“, wie er sagte, wenn man ihn nach der Ur-

sache seiner gestörten Ruhe und Laune fragte. Das Holzbein hatte er als Ersatz für das ihm im letzten Balkan-Krieg vor Adrianopel abgeschossene rechte Bein erhalten. Und er hatte sich damit abgefunden, statt der Fahne mit dem Halbmond und dem Stern den Gästen seines kleinen Kaffeehauses zu dienen. Er hatte es wenigstens bis zu dem Tage geglaubt, da die ersten feindlichen Granaten von den Schiffen vor den Dardanellen herübergeflogen kamen. Da fing seine Not an, die er, wenn ihn, wie gesagt, andere danach fragten, auf sein Holzbein zurückführte. Sonst bekam niemand etwas davon zu hören, aber fühlen konnten es alle, die mit ihm in Berührung kamen. Das sehr einfache Kaffee, das er in seinem Geburtsort Tschana-Kale führte, verlor in einigen Tagen das freundliche Ansehen, das ihm die Gäste zugeführt hatte. Sogar die Offiziere, türkische und deutsche, von der Besatzung des Forts, und die einheimischen und fremden Zeitungsberichterstatter, hatten es sonst nicht verschmäht, sich bei einem Täßchen von Ali-Babas echtem Schwarzen über die wichtigsten Ereignisse der Kriegsschauplätze zu unterhalten. Sie waren nun nicht mehr so zufrieden mit dem Kaffee des Invaliden. Das Getränk war nicht mehr mit derselben Liebe wie früher bereitet, und der „Kaimak“ darauf nicht mehr so kunstgerecht goldschäumig, und sehr ungleichmäßig verteilt. Die Kaffeestube und der davor im Freien liegende Platz wurden nicht mehr so sorgfältig gekehrt und gesprengt, und der lüppige, am Häuschen emporrankende Weinstock, Ali-Babas Stolz, wurde nicht mehr allmorgendlich getränkt. Und eine Woche später geschah es, daß Ali-Baba sein Kaffeehaus schloß und hinauf nach dem Fort Hamidie schritt. So schnell, als es ihm sein Holzbein gestattete. Das war an dem Tage, da er erfahren hatte, daß sein früherer Hauptmann, der Vin-Baschi Schükür-Effendi, bei der Festungsartillerie sich befinde. Sein Hauptmann, den er vor Adrianopel mit dem eigenen Leib gedeckt, den er vor einer Bulgarenkugel gerettet hatte! Sein Hauptmann, der wußte, wie mit ganzer Seele sein Jüs-Baschi Soldat gewesen war, und der Verständnis für seinen Schmerz hatte, nicht mit gegen den alten Erbfeind, den Moskowiter, und gegen seine Verbündeten kämpfen zu können. Sein Hauptmann, der auch ganz allein von dem anderen, von dem tiefsten Kummer seines Jüs-Baschi wußte. Von dem Kummer, der ihm nun am Herzen fraß und den er vor anderen auf sein Holzbein schob. Sein Hauptmann, der so unendlich gerne Kaffee trank, der ihm vielleicht erlauben würde, als sein und der anderen Herren Offiziere Kaffeeschi (Kaffeeoch) auf dem Fort Hamidie tätig zu sein.

Ueber des Invaliden Antlitz huschte ein Lächeln, als er sich ausmalte, wie es sein würde, wenn er seinem geliebten Hauptmann so nahe sein und ein wenig für ihn sorgen dürfte. Das würde ihm helfen, seinen Schmerz etwas zu verwinden, ihn leichter zu ertragen.

Der Vin-Baschi Schükür-Effendi empfing seinen früheren Feldweibel mit herzlichster Freude und erlaubte ihm gerne, in einem kleinen Raum des Forts eine Kaffeeküche einzurichten. „Kawe“ ist eine gute Gabe Allahs, die, zur rechten Zeit und Stunde genossen, Wunder bewirken kann, sagte er, und über sein raffiges Soldatengesicht ging ein leises Schmunzeln. Ali-Baba neigte sich ehrerbietig und küßte dankbar den Saum an seines Hauptmanns Waffensorb. Dann wagte er in aller Bescheidenheit, und doch innerlich fiebernd vor Erwartung, nach dem Stand der Dinge da draußen auf dem Meere zu fragen.

Da bligten Schükür-Effendis dunkle große Augen auf und sich zu seiner ganzen Länge aufreckend, sprach er: „Allah sei Dank, der mit uns ist, und unseren Verbündeten, gut steht es. Laß sie nur kommen, die Feinde, wir werden ihnen schon Respekt vorm kranken Mann, wie sie uns nennen, beibringen. Wir und die Deutschen zusammen, Ali-Baba! Wer wollte uns da widerstehen? Allah ist groß, und unsere Stunde ist nah!“

In den kohlschwarzen Augen des Invaliden erglommen Funken des Hasses und der Verzweiflung, da er klagte: „Und ich kann nicht dabei sein wegen dem . . .“ Dabei schlug er mit der geballten Faust auf sein Holzbein, daß es nur so klapperte. „Wenn mir Allah nur — —“ stieß er hervor, um dann abzubrechen.

Schükür-Effendi sah teilnehmend auf den Invaliden und fragte: „Hast du nichts mehr von ihm gehört, Ali-Baba?“

„Kein Wort mehr, Effendim. Warum kam er nicht zu mir, ehe er in den heiligen Krieg zog, zu dem der Ruf doch auch sein Ohr erreicht haben muß?“

„Warum? Du fragst noch, da du deinen einzigen Sohn, dem du deine heftige Natur vererbt hast, verstießest? Und warum, frage ich?“

In des Invaliden Stimme grollte es, da er seinem Hauptmann antwortete: „War's nicht genug der Schande, Effendim, daß er die Hand hob gegen seine Mutter, die zu Allahs Freuden einging, ohne daß er sie widersah, ohne daß sie ihn segnete. Um des heiligen Krieges Willen hätte ich ihm verziehen, ehe er hinauszog, zu kämpfen gegen unsere Feinde. Das mußte er wissen und kam doch nicht noch einmal zu mir. Allah sei mir gnädig, aber ich flu — —“

Das donnernde, knatternde Geräusch einer nahebei berstenden Granate riß dem Invaliden das Wort vom Munde, noch ehe er Zeit hatte, es zu vollenden. Der Hauptmann eilte nach der Batterie und ließ den Jüs-Baschi allein. Der stand und lauschte, ein eigentümliches Lächeln um die bärtigen Lippen, bis der letzte Ton verhallte. Dann ging auch er.

Am anderen Tag bereits richtete er seine Kaffeeküche nicht weit von der Batterie ein, in der die gewaltigen Feuereschlünde der 35-Zentimeter-Geschütze der feindlichen Angriffe harreten. Gerade, als Ali-Baba mit dem fächer aus Truthahn-federn die Holzkohlen zur Glut entfachte, zogen eben angekommene neue Geschütz-Bedienungsmannschaften in die Batterie ein. Der nächste Tag war der 18. März! Und war ein solch sonniger, wonniger Frühlingstag, daß es selbst den Verteidigern des Forts Hamidie schwer wurde, an den Krieg zu glauben. Sie saßen in den Batterien neben den blitzblanken Mörsern und Haubitzen und tranken, Türken und Deutsche, von dem kräftigen schwarzen Kaffee, den ein altes Faktotum der Festung aus Ali-Babas Kaffeeküche herbeibrug. Zehn Para kostete das Täßchen nur und tadellos war er, war mit Liebe und Verständnis gebraut. Es war gegen Mittag. Eben wollte einer der Deutschen, ein blonder hünenhafter Pommer, den türkischen Kameraden die „Wacht am Rhein“ beibringen, als eine Granate übers Meer gezischt kam und an der Festungsmauer zerplatzte. Im Nu waren alle Mann des Forts auf dem Posten. Die Ferngläser der Offiziere gingen übers Meer und entdeckten ein Geschwader von fünf englischen und vier französischen Schiffen, die von zwei Feuerstellen aus die Dardanellen mit einem wahren Hagel von Geschossen überschütteten. Und damit begann ein Kampf, von dem die Geschichte bis in die fernsten Zeiten berichten wird. Es war, als ob der Tag des jüngsten Gerichts gekommen sei. Meilenweit erbeben die Küste, das Wasser und die Felsen vom rasenden Getöse der Schlacht. Unablässig schleuderten die feindlichen Schiffe ihre Geschosse nach dem stolz ragenden Fort, das wieder mit wenigen, aber wohlgezielten Treffern Tod und Vernichtung in die sich für unüberwindlich haltenden Panzer auf der See trugen. Am Eingang einer Batterie lehnte der Invalide. Ihn hatte das jubelnde, begeisterte Siegesgeschrei der Geschütz-Mannschaft herbeigerufen, als das stolze französische Schiff, der „Bouvet“ in der Tiefe des Meeres versank. Und da hatte er, zwar nur vom Rücken aus, an einem der 35-Zentimeter-Mörser einen kraftvoll gebauten Soldaten gesehen, der ihn in seinen Bewegungen an den verstohlenen Sohn erinnerte. Wo mochte der sein? Jörn und Schmerz erfaßten den Invaliden, so daß er sich stöhnend wie ein verendendes Wild in den dunkelsten Winkel seiner Küche schlich. Aber wieder und wieder rief ihn das jauchzende Siegesgeschrei aus den Batterien dorthin. Und immer mehr sog sich sein Blick an dem einen fest, der da mit einer Ruhe und Sicherheit ohnegleichen von einem der Mörser Treffer um Treffer in die feindlichen Schiffe sandte. Wenn er sich nur einmal umdrehen wollte! Und er drehte sich um, aber anders, als Ali-Baba dachte: in dem Augenblick, da die Mannschaften den Mörser von neuem laden wollten, fuhr eine feindliche Granate in den Unterbau des Geschützes und traf gerade den

einen, an dessen Gestalt des Invaliden Augen hingen. Ein Granatsplitter riß ihn empor. Ein-, zweimal drehte er sich um sich selbst, dann fiel er neben seinem zerschmetterten Geschütz zu Boden. Und da war auch schon Ali-Baba neben ihm und kniete mit dem Ausruf: „Allah, Ahmed, mein Sohn! Ahmed, mein Sohn!“ neben ihm nieder.

Der Schwerverletzte, aus dessen Brust es purpurn tropfte, richtete sich in des Vaters Armen auf und sah ihn mit glänzenden Augen an. „Allah, sei Lob und Dank, daß er mich dich noch sehen läßt, ehe ich für mein Vaterland sterbe, mein Vater. Vergib mir, wie mir die Mutter wohl vergeben wird, damit ich ruhig zu Allahs Freuden eingehen kann, mein Vater. Ich glaube — ich habe — gut gemacht — an der Heimat — an unserem herrlichen — Istanbul! Von — Erzerum — hat mich — hat mich — das Getwa — hergetrieben — in die Heimat, mein Vater — in deine — Nähe.“

„Sei ruhig, Ahmed, mein Sohn, sei ruhig! Sprich nicht, sei ruhig! Es ist alles, alles vergessen, mein Ahmed. Die Mutter hat dich gesegnet, ehe sie zu Allah ging, und ich, und das Vaterland segnen dich, mein Sohn.“

Der sterbende Sohn sah den Vater noch einmal an, ein glückliches Leuchten auf dem rauh- und pulbergeschwärtzten Antlitz, und schloß dann die Augen für immer. Und um die beiden her tobte das Gebrüll der Schlacht. Die Felsen bebten, die Lüfte zitterten, und in das Donnern und Krachen der Geschütze klang der Jubel der Festungsbesatzung.

Als am anderen Tage türkische und deutsche Helden, die in treuer Waffenbrüderschaft Seite an Seite um den glänzenden Sieg gekämpft und geblutet hatten, nun auch nebeneinander zur letzten Ruhe gebettet wurden, stand der Invalid in seiner alten Uniform, geschmückt mit seiner Tapferkeits-Medaille, an dem offenen Grabe, über das die Ehrensäule so mächtig erklang, daß sie die Echos an den Felsen weithin weckte. Schükür-Effendi trat auf seinen Jüß-Baschi zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Allah hat Großes an dir getan!“

Vom offenen Grabe des Sohnes ging der Invalide fort, um mit seinem Allah allein zu sein.

Als er am anderen Tage dem Festungs-Kommandanten die Bitte vortrug, auf dem Fort Hamidie seine Tage beschließen zu dürfen, wurde ihm das gewährt.

Und nun betet Ali-Baba jeden Tag dreimal am Grabe seines Sohnes und der mit ihm schlummernden Kameraden.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Aufgerichtet.

Ich besuchte einen Verwundeten im Lazarett, einen mit seinen Nerven ansamengebrochenen Kriegsfreiwilligen. „Es steht nicht in den Zeitungen, wie es da draußen ist.“ „Nacht er. „Immer in der Kasse, und alles voller Läuse, und der Hunger, weil die Verpflegung bei Märchen nicht in den grundlosen Wegen voran kam. Ach, die Leute haben es satt, so satt!“ Ich erzählte ihm, dergleichen stünde sehr wohl in den Zeitungen, und lenkte ihn ab, den Kleinen, der nur erst vier Wochen draußen gewesen war. Sorgenvoll erwog ich bei mir, wie anstehend eine solche Erschlaffung sein könnte, und wieviel davon abhängt, ihr nicht nachzugeben, so wie mein Freund es bei mir auch nicht getan hat. Ich war auf einer allzu langen Fußwanderung mit ihm unterwegs, wir hatten uns verirrt und dadurch die Strecke zu weit ausgedehnt. Ein guter Teil des Nachtlages lag noch vor uns, aber mich drohte eine Ohnmacht zu überkommen. Einen kurzen Augenblick ließ er mich halten, aber dann: „Vorwärts! Du kannst! Es geht nicht an, daß wir uns hier verärgern. Der Weg ist weiter als er scheint, aber der normale Fußgänger muß das schaffen.“ Nur der normale Fußgänger, nicht etwa ein Held! Und ich schaffte es, selbstverständlich. Wie oft mögen die Offiziere diesen Weg bei den Mannschaften einschlagen müssen! Aber wir dabei sollten auch so verfahren, wir, die wir noch gesund und bei gutem Vermögen

und im seelischen Gleichgewicht sind. Nur nicht mit den Jammernden jammern; dann gibt's blinde Blindenleiter, und wir fallen alle miteinander in die Grube. Gewiß, der Krieg ist lang, und das Leben ist hart, aber nur fest mit dem Bügel den Kopf nach oben reihen, es geht schon! Haben wir doch so leuchtende Vorbilder an den Helden der Masurenschlacht und der Argonnen. Und den jammerlustigen Frauen daheim das klare Licht der Hoffnung zeigen, das da hell brennt und wirklich da ist. Am nächsten Tage ging ich eine Strecke Wegs mit einer Bauernfrau. Der Aprilwind peitschte unsere Kleider, der Regen kam von neuem, und überall standen Pfützen. Schwerbepackt kam die Frau nur mühselig weiter. „Die Kälte!“ seufzte sie, „und der Regen! Es ist zu schlimm für die Landwirtschaft. Und gar erst der Krieg! Mein Mann hat doch gar nicht gebietet und Keniaht haben sie ihn fortgeholt, und jetzt ist er schon vier Wochen in Frankreich! Und nun schreibt er, er soll auch noch in den Schützengräben. Wir gehen noch alle miteinander zu Grunde.“ „Nein,“ sagte ich, „wissen Sie denn nicht? Jetzt geht es gerade voran.“ „So, wirklich?“ „Gerade jetzt. In den Dardanellen haben sie sich blutige Köpfe geholt, die Griechen und die Italiener haben nun gesehen, wie dumm sie gewesen wären, wenn sie zu denen gehalten hätten, in Indien gibt's Aufstand, und die Oesterreicher haben die ganze Belagerungsarmee von Przemyß zurückgeschlagen, und wir in Frankreich, wir haben nun schon zum dritten Mal alle Angriffe abgewiesen; unsere Unterseeboote, die schnürten die Engländer allmählich ein.“ Die Frau lebte sichtlich auf. „Das ist wahr; und es gibt Frieden?“ „Ganz gewiß, aber diese Monate müssen die Leute schon noch durchhalten.“ „O ja! O nein! Noch Monate soll das dauern?“ „Selbstverständlich, anders ist das nicht. Das müssen Sie Ihrem Mann schon schreiben; diese Monate soll er den Kopf hochhalten, aber dann wird's; es geht an allen Ecken und Enden voran.“ „Ja, da muß er schon! Ja, das ist schon wahr, aber — ein forschender Blick — „das Fräulein weiß es doch auch?“ „Gewiß, ich weiß es, ich habe viel darauf studiert. Sie können sich darauf verlassen.“ „Das tue ich. Und vielen Dank!“ Wie verwandelt, mit hochgehobenem Kopf, elastischen Schrittes bog sie um die Ecke. (Christl Freiheit.)



Luftige Ecke.

„Ich bin froh, daß ich dem Menschen da einen Korb gegeben habe. Er ist unzuverlässig.“ — „Warum sagen Sie das?“ — „Er sagte, er würde dahinsinken und sterben, wenn ich ihn nicht erhören würde, und sehen Sie ihn mal an, wie dünn er geworden ist.“

Hinz: „Nach dem, was Sie mir von Ihrer Schwiegermutter erzählt haben, sollte ich meinen, Sie bekämen von ihr persönlich genug zu hören und lebt haben Sie sie gar veranlaßt, in Ihren Phonographen zu sprechen?“ — Ruz: „O, Sie machen sich keinen Begriff von der Freude, die ich empfinde, wenn ich den Apparat in Gang setze, und ihn dann mitten in einem Satz abstelle!“

Herr Schulze war dicht vor dem Explodieren, als sein Nachbar ihn auf der Straße traf. „Dieser Mensch, der Mauer,“ brach er los, „ist von einer kolossalen Freiheit.“ — „Wieso?“ war die neugierige Frage des Nachbarn. — „Er kam gestern abend zu mir ins Haus und ließ sich mein Gewehr, weil er einen Hund tot schießen wollte, der ihn nachts immer wach hielt.“ — „Nun, was sagt das?“ — „Es war mein Hund,“ schrie Herr Schulze, „den er tot schoß.“

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen selbstthätige Fahrgäste zur Aufgabe ihres Platzes zu bewegen, versuchte die Dame, die sich an einer Lederkrippe festhielt und vor einem flachhaarigen Herrn stand, auf diesen durch ein Gespräch mit ihrem Gatten einzuwirken. „Wenn du, Karl,“ sagte sie mit Nachdruck, „jemals so ruppig sein solltest, sitzen zu bleiben, wenn noch eine Dame im Wagen steht, würde ich nie wieder mit dir reden, solange wie ich lebe.“ — Da blickte der Flachkopf auf. „Ein Glücksel!“ sagte er. „Nicht viele von uns können sich den Frieden um solchen Preis erkaufen.“

Gastgeberin: „Fräulein V. hat keinen Tänzer für diesen Walzer. Würden Sie etwas dagegen haben, ihn mit ihr statt mit mir zu tanzen?“ — Herr Dämel: „Im Gegenteil, nur zu gern.“

Er: „Sie glauben, daß sie ihn erhören wird? Aber er hat doch nichts, was ein Mädchen veranlassen könnte, ihn zu lieben.“ — Sie: „Das stimmt. Aber er hat genug, was es veranlassen könnte, ihn zu heiraten.“